Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 16 (1915-1916)

Artikel: George Meredith über Krieg und Frieden
Autor: Dick, E.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-917290

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GEORGE MEREDITH ÜBER KRIEG UND FRIEDEN

„Avert, High Wisdom, never vainly wooed,
This threat of War, that shows a land brain-sick.'
(Sonett: On the Danger of War).

Wend ab, erhabene Weisheit, nie umsonst umworben, diese Kriegsdrohung, die ein Land hirnkrank zeigt.

Die den Krieg machen, pflegen die erhabene Weisheit so wenig anzurufen, als sie die großen Dichter um Rat fragen. Sie wissen's besser, und sie haben es nicht vermocht, die Gefahr abzuwenden. Heute aber sind wir von dem bittern Zweifel geplagt, ob es noch so etwas wie eine erhabene Weisheit gebe. Kaum dass man von ihr erwartet, dass sie den schrecklichen Völkerkampf abkürze. Und doch ist sie das einzige, an das wir glauben müssen, wenn wir nicht verzweifeln sollen. „Nie umsonst umworben", sagt der Dichter von ihr. Weise ist, wer die Weisheit sucht. Sie erleuchtet den, der nach ihr trachtet; sie erhört sein Flehn. Nach allem, was jetzt in diesem Krieg geschehen ist, müssen wir von der erhabenen Weisheit das eine erhoffen: einen guten Frieden. Nach diesem allein kann Europa heute streben. Je nachdem die Völker sich jetzt der Weisheit zuwenden, um den Weg zu finden, oder aber sich von ihrer leidenschaftlichen Betörung leiten lassen, ist der Krieg der Frühlingssturm, der Europa der Erneuerung, einem Wiederaufleben zu Schönerem entgegenführt, oder aber der Novembernord, der es entblättert und der Erstarrung ausliefert. Wo aber ist die Weisheit zu Haus, dass wir vor ihr hinknien und ihren Orakelspruch hören mögen?

Weise und Führer hat die Erde ihren armen Menschenkindern wachsen lassen in reicher Fülle, in guten Zeiten und in schlimmen. Sie sind dahin gegangen. Der Welt entrückt, unsern heutigen Nöten enthoben, sind sie es, die fest bleiben in dem Taumel, der uns Lebende erfasst hat; sind sie es, die wir befragen müssen. Möchten doch viele und immer mehr ihre Ohren dem Kriegsgetöse von Zeit zu Zeit verschließen und hinhorchen, wo es aus Sprüchen und Versen zu uns raunt!

Einer der Weisen der jüngst vergangenen Jahrzehnte war George Meredith. Die große Welt zwar kennt ihn nicht; man muss schon weit herum fragen unter den Gebildeten, bis man nur einen findet, der seinen Namen je gehört hat. Ihn möchte ich hier hineinleuchten lassen in den Wirrwar und das Dunkel dieser trüben Zeit. Wenn man ihn liest, so wird einem zu Mut, als sähe man die Erlösung winken, als brauchte es nur unseres guten Willens, um den Ausweg zu treffen. Den Weg auch gehen, nachdem man ihn erkannt hat, ist allerdings nicht Menschenart; noch immer hat Geltung das Wort *„deteriora sequor"*. Wer aber verzweifelte und nicht suchen hälfe, wäre, heute mehr als je, ein Verräter an der Menschheit. Hören wir immerhin George Meredith.

Er hat sich jederzeit eifrig um das Verhältnis der europäischen Nationen zueinander gekümmert. Ihre Kriege haben ihn tief erregt, ihre Geschichte war sein liebstes Studium. Der Wiederhall dieses Miterlebens ertönte in seinen Werken, und zwar in den Romanen nicht weniger als in den Gedichten. In seinen jüngern Jahren, noch ehe sie Wirklichkeit geworden war, hat er die politische Einigung Italiens in zwei großen Romanen behandelt, in *Sandra Belloni* (1863) und in *Vittoria* (1867). Ein Volk, das sich auf sich selbst besinnt und zum Lichte drängt, hat seine Teilnahme. Sandra Belloni (im Buch selber heißt sie Emilia) ist die Tochter eines nach England geflüchteten italienischen Musikers und Patrioten; in ihr hat der Dichter die italienische Volksseele einer heroischen Zeit verkörpert. Emilia beschämt ihre englische Umgebung, die im Eigennutz und im Eigendünkel dahin lebt, ohne Schwung und Größe. Doch dieser Roman bildet nur das Vorspiel zu dem gewaltigen *Vittoria*. Hier befinden wir uns im Lande selber, Zuschauer einer jener Erhebungen, die zwar unglücklich verliefen, aber der Erweckung des Volkes Vorschub leisteten und so die endgültige Befreiung ermöglichen halfen. Meredith gibt sich offen als Parteigänger zu erkennen. Gerade von ihm jedoch kann man lernen, wie man in einem Krieg Parteigänger sein kann, ohne der Verblendung anheim zu fallen. Ein Österreicher von heute kann die Geschichte lesen und sagen: das lassen wir uns gefallen. Hier ist der Mann der Gegenseite nicht der Ungerechte, der Tyrann, der Barbar, der schlechtere Kerl, der geringere Mensch; noch ist der Freund das höhere Wesen und der rächende Held. Es tut wohl,

sich in diesen Tagen des blinden Hasses in eine solche Dichtung zu vertiefen. Sie redet zu uns in den reinsten menschlichen Tönen.

Auf ihre geschichtliche Auffassung brauchen wir nicht näher einzutreten. Unmittelbarer als sie geht uns heute eine andere an, der wir uns jetzt zuwenden: „*Odes in Contribution to the Song of French History — Oden als Beitrag zu dem Gesang der französischen Geschichte*". Diese vier großen Oden, in denen der Dichter „die Geschichte singen ließ, indem er sie auslegte, deutete" sind leider so furchtbar schwer zu lesen, dass nur selten Einer sich in sie hinein wagt. Es hat sie noch kein Kritiker zu deuten versucht; ihren tiefen Sinn haben erst einige wenige ergebene Jünger des Meisters erforscht. Ich habe lang mit den Schwierigkeiten gerungen, und ich glaube, jetzt ist die Zeit, wo eine eingehende Besprechung und Inhaltsangabe am ehesten angebracht ist. Ein paar einleitende Bemerkungen:

Meredith hatte einen Teil seiner Erziehung in Deutschland genossen. Deutschland und die Deutschen spielen eine bedeutende Rolle gerade in dem Roman, den er zwischen dem preußisch-österreichischen und dem deutsch-französischen Krieg schrieb und veröffentlichte: *Harry Richmonds Abenteuer.* Seinen Sohn Arthur schickte er um dieselbe Zeit in deutsche Lande zur Schule, zuerst in Bern, dann in Stuttgart. In Stuttgart befand sich der Knabe, als der Krieg der Deutschen mit den Franzosen ausbrach. Meredith war einer von den Engländern, die Deutschland kannten und ihm deshalb nicht übel wollen konnten. Aber Meredith hatte eine Französin zur Frau; französische Offiziere waren seine Schwäger. Seit Jahren hatte er seine Ferien regelmässig in der Normandie verbracht. Es war eine starke Vorliebe für das tüchtige, fleißige und liebenswürdige französische Volk in ihm groß geworden. Etwas von den Gefühlen, die der Krieg in ihm auslöste, verraten uns seine Briefe aus jenen Tagen. Aus ihnen geht unzweideutig hervor, dass er den Deutschen vollauf gerecht wurde. Ja, wenn man nur diese Briefe kennte, man würde sagen: er stand ganz auf ihrer Seite. Doch wichtiger als die Briefe ist für uns die Ode: *France, December 1870 — Frankreich im Dezember 1870.* Hier vor allem vernehmen wir die Stimme des Weisen über den Krieg. Um sie richtig zu verstehen, ist es notwendig, zuerst die zwar später verfassten,

aber frühere Ereignisse behandelnden Oden *Die Revolution* und *Napoleon* zu betrachten.

Die Revolution ist eine Huldigung an das Frankreich, das der Welt die Freiheit wiedergab. Wie vom Winterfrost übereist, hat die französische Seele lange Zeit unter der Erde gelegen. Nur schwach sind die Regungen gewesen, die erkennen ließen, dass sie noch lebte. Plötzlich aber sprengte sie die Kruste, sprang ans Licht und schwang sich empor, ihrem Bräutigam, dem Geist der Freiheit, entgegen, der ihr aus Himmelshöhen jubelnd zueilt. Das war der große, unvergängliche Tag, wo ein reines Bewusstsein des besten, was die Menschheit träumen kann, sich erfüllte. Gleich aber wird sie (der Dichter denkt sich das Land, das Volk als ein weibliches Wesen) abtrünnig, da sie sich, durch den Widerstand gereizt, vom Hass und dem Drang nach Rache an ihren Bedrückern hinreißen läßt. Zwar die alte Schande wälzt sie von sich ab: die Sittenverderbnis, die Verlogenheit, und was die politischen und gesellschaftlichen Zustände des Absolutismus sonst mit sich gebracht haben. Mit einer heldenhaften, gewaltigen Gebärde tritt sie allem Gemeinen entgegen; mit einer unendlichen Zärtlichkeit im Herzen neigt sie sich zu allem, was schwach im Staube lag: denn sie, die so lang am Busen der Mutter Erde geruht hat, weiß, wie die Erde ihre Geschöpfe liebt. Und um so deutlicher erkennt sie, was von den Bevorzugten an diesen Geschöpfen gesündigt worden ist. Eine unbezähmbare Wut ergreift sie, die sie verblendet. Nicht mehr kann sie sich der Freiheit freuen; sie muss das Werk der Rache tun! Blutdurst erfüllt sie, und Blut trinkt sie. Sie rast. Gegen die äußeren Feinde schickt sie ihre Söhne an die Grenzen, bald ein unüberwindliches Volksheer. Die Söldnerscharen der Fürsten, ausgeschickt, das erstandene Volk niederzuwerfen, zerstieben. Aus diesen Siegen erwächst ihr neuer Siegeshunger. Erst jetzt ist sie ihrem himmlischen Bräutigam untreu geworden: es ist mit ihr so weit gekommen, dass mehr als ihn, den Geist aus der Höhe, sie den Mann herbeisehnt, der ihr neue Siege darbringt. Jetzt treten die Widersprüche ihres Wesens klar hervor: die Feigheit in der Tapferkeit, die Stärke in der Schwachheit; das, was ihre Erhabenheit erniedrigt, und das, was sie aus dem Schlamm, worin sie sich mit Behagen wälzt, zu den edelsten Höhen emporträgt: jetzt, da die reine Liebe

jenes Wundertages vergessen ist und sie das sucht, was ihrem innersten Wesen widerspricht. Wann wird sie sich wiederfinden? Vorerst ist sie wieder reif zur Knechtschaft, und es tritt der auf, der sie meistert mit dem Wort: ich nur, ich, der kann! Damit sind die Heere, womit sie sich umgab, zu ihren Ketten geworden.

Napoleon heißt die zweite Ode. In wundervoll anschaulichen Bildern — für den, der sie einmal durchschaut hat! — ziehen die Taten des Gewaltigen am Leser vorüber. Ich übergehe, was nicht unmittelbar zu unserem Gegenstand gehört. Die französische Seele betet den Eroberer an und ist ihm gänzlich untertan. Sie hat keine Zeit zu merken, dass ihr edlerer Stolz sich dagegen auflehnt, und wenn in ihr die Vernunft sich regt, so nennt sie ihn ihr Schicksal. So schwindet die Erinnerung an den Wundertag immer mehr aus ihrem Bewusstsein. Dennoch klingt er nach, wundersam vernehmbar über dem Getöse der Schlachten, so dass es manchmal einer bewussten Anstrengung bedarf, den Plaggeist fernzuhalten. Das beste Mittel gegen ihn ist der Ruhmesrausch, der Anblick eines unterworfenen Europas. Nur dass dann der Blick sich gern westwärts abwendet, dorthin, wo jenseits des Meeres das Licht der Freiheit noch leuchtet. Da fühlt sich Frankreich gerichtet. Nach und nach stellt sich auch die Ermattung, aus Blutverlust, ein. Sind die vielen Siege all die Opfer auch wert? Am Grabmal Friedrichs von Preußen hätte der „großartige Streber“ denken sollen, dass wahres Genie sich nicht nach zu weiten Sprüngen gelüsten lassen darf. Doch noch hält sich der schlimmste Gegner erhobenen Hauptes: der Seemann (England). Solang der nicht gedemütigt ist, gilt kein Sieg als vollständig. Da er auf dem kürzesten Weg nicht zu erreichen ist, soll er auf dem Umweg über Russland getroffen werden. Das ist der Gedanke, der an Friedrichs Grab im Haupt des Kaisers zur Reife gedeiht. Noch einmal betäubt Frankreich sein besseres Gewissen: „Schamlos, anmutlos, unfähig zu lachen, in allem sich selbst unähnlich . . . Von der Macht genarrt, die sich als Allmacht gebärdete, beugte es sich.“ Es hat die innere Krise scheinbar überwunden; scheinbar freudig und überzeugt gibt es sich zu dem Zug nach Russland her. Doch nach dem Zusammenbruch des frevelhaft gewaltigen Unternehmens ist das Verhältnis des Landes zu seinem Herrn ein anderes: sie fürchten einander, während jedes vom

andern die eigene Rettung erhofft. Und die Rettung scheint einzig aus neuen Siegen kommen zu können. Die Siege werden erfochten; doch es sind Pyrrhussiege: sie erschöpfen das Blut des Landes vollends. Ein letztes Aufflackern seines Ruhmes erlebt es noch in der Rückkehr Napoleons von Elba. Dann aber ist das Ende erreicht:

„Erniedrigt, einem Leichnam gleich, unter den Schwächsten schwach, unter den Bleichsten bleich, vom höchsten Sitz gestürzt, am Quell versiegt, frohlocken die Völker über seinen Fall, wo unter dräuendem Himmel es im Staube liegt. Denn immerdar gebiert Tyrannenmacht die größere, die sie zu Schanden macht. In andern Zungen wird nunmehr der Freiheit Lied gesungen."

Es ist an Frankreich die Frage gestellt: welches Teil wird es erwählen, das des Geistes oder das der Sinne?

Es folgt die dritte Ode, die im Herbst 1870 verfasste *France, December 1870.*

Wo einst Frankreich als eine Leuchte dastand, sehen wir einen leeren Platz, hören wir einen Eisentritt. In kurzen Zügen werden seine Verdienste um die Menschheit angeführt: es hat sie einst zur Mannhaftigkeit gerufen, hat Ketten gesprengt, hat neue Zeiten herangeführt, das Tote vom Lebenden gesondert, ist unerschrocken den Weg des Unerforschten gegangen. Jetzt hat das Schicksal es ereilt: das stets dem Feuer vom Himmel rief, das Feuer hat es gepackt. Alles, was ihm teuer war, hat sich in sein Gegenteil verkehrt. In all seinem bitteren Leid aber das bitterste ist, dass seine eigene Vernunft (Mutter der Vernunft ist es ja!) es zwingt, den Schlag nicht nur zu sehen und zu fühlen, sondern auch gerecht, verdient zu heißen, die Ursache seines Wehs zu erkennen: wer das Blut säet, wird das Blut ernten; es ist die Sühne einer alten Schuld. Trotz allen Tränen muss es einsehen, dass es dieses Ungemach selber über sich gebracht hat, eine Welle, ausgegangen von einer verhängnisvollen Regung, der es einst nachgab: „denn von Wellen ist unser Leben, und unsere Taten sind gebärende Gräber, rollend dahingeweht vom Morgengraun zum Abendrot :

for of waves
Our life is, and our deeds are pregnant graves
Blown rolling to the sunset from the dawn.

So wie es einst die Lande mit Krieg überzog, so wird es jetzt selber heimgesucht. Die grüne Erde zwar mag jenes Unrecht vergessen: allein die Götter vergessen nicht. Unerbittlich schlagen sie und vergelten Gleiches mit Gleichem. An ihrem großen Gedächtnis erkennt man die Götter. Doch dass es einsieht, wie alles gekommen ist, dass es sein Weh so unerträglich schmerzlich empfindet, ist ein Zeichen, dass seine Seele lebt. Darum schreit es auch nicht um Erbarmen, sondern um Stärke — „Stärke, sein Götze einst, zu lang sein Spielzeug.“ Denn sieh, die Stärke wird aus den Wurzeltugenden geboren; Stärke wird euch, so ihr dient, im Spott sie erprobt, durch geduldige Übung sie ausbildet, fromm sie hegt. Stärke gewinnt man nicht durch Wunder oder Raub. Sie ist das Kind der bescheidenen Jahre, das Erbe vom Vater auf den Sohn, kraft jener festen Gesetze, die wir Götter nennen, und die da sind die gerechte Sache, die Sache der Menschheit und die Diener der Mannhaftigkeit. Ja, auch diese Wahrheit erkennt sein offener Sinn. Drum lässt es sich nicht einlullen durch törichte Hoffnungen auf Hülfe von oben, die seine Priester ihm tröstend verheißen. Zwar zuerst vermochte es nicht zu fassen, wie ihm geschah. Hatte es doch, um seiner Eitelkeit zu genügen, dem ersten Napoleon einen Napoleon zum Nachfolger gegeben. Um neuen Ruhm zu ernten, folgte es seiner Trommel und stürzte es sich hinaus, „auf jene starken, marschierenden Schulmänner des Nordens“. Das Schwert, das es jahrhundertelang geschwungen, jetzt ist es ihm entglitten. Auch die Stärke ist ihm abhanden gekommen, weil die Stärke in erster Linie sich selbst treu bleiben und nicht missbraucht sein will. Doch verloren ist es noch nicht. Noch immer lieben es die Götter, und der Schmerz, der in ihm wühlt, ist seine Rettung. Aus dem Tod seiner Söhne erwächst ihm Leben. Durch sie lernt es die Wahrheit vom Fleische: nämlich, dass bis es (das Fleisch) seines letzten Lasters ledig ist, es als Opfer herhalten muss. Das Gedicht schließt mit einer herrlichen Apostrophe:

„Hör, wie dein Besieger prahlt; lausche, und verabscheue den Ton von nun an und ewig. Leg ab deinen alten Hochmut, aber auch deine heutige Scham. Stirb deiner Eitelkeit, lass fahren dein Wohlleben. Hochstrebendes Frankreich! jetzt ist die Menschheit in dir auf die Probe gestellt; jetzt kannst du dir die Menschheit

verpflichten. Beweise jetzt, dass die Vernunft stetsfort oben bleibt. Mach aus dem Verderben deinen Heiligenschein, und blutend führ uns durch die Fährnisse dieser Welt."

Meredith glaubt an eine Gerechtigkeit im Leben der Völker. Durch die Macht allein lässt sich ein Reich weder aufbauen noch erhalten. Auf die Tugenden kommt es an. In einem Brief an seinen Sohn schreibt der Dichter: „Die Deutschen dagegen ernten den Lohn für eine beharrliche, ehrenhafte Ausbildung in den bürgerlichen Tugenden... Ich bewundere und achte die Deutschen, und Gott weiß es, mein Herz blutet für die Franzosen... Captain Maxse ist durch und durch französisch, Mr. Morrison heftig deutsch; Mr. Morley (John Morley, der jetzige Lord Morley) und ich tun das äußerste, um im Gleichgewicht zu bleiben." Ende Februar 1871 legte er in einem Brief an Maxse dieses Bekenntnis ab: „Ich bin weder deutsch noch französisch, noch englisch, es wäre denn, dass die Nation angegriffen würde. Ich bin Europäer und Weltbürger — für die Menschheit! Das Volk, das am meisten Wert zeigt, ist das Volk, das ich liebe und verehre."

Besonders tief dringt Meredith in die Probleme der Völkerseele ein in der letzten der französischen Oden: *Alsace-Lorraine.* Sie erforscht die Gemütsverfassung des Besiegten, die Bedingungen des Auferstehens, das Verhältnis zum Sieger. Zu Boden geschmettert, hat Frankreich wieder lernen können, was die Erde, die schaffende, gebärende und nährende Mutter, den Menschen lehren will: wie die Kreatur, ohne sich lange zu besinnen, rettet, was zu retten ist; wie das Leben sich tausendfältig regt, unbekümmert um alles, was nicht die nächste Notwendigheit erheischt; wie hier nichts verzagt; wie sich aufrichtet, was darnieder lag, und wie alles zum Lichte drängt. Wie aus kristallklaren Quellen murmelt es an das Ohr dessen, der andächtig lauscht, so dass er die Klagen des allzu hochmütigen, aufrührerischen Herzens überhört und nur noch den Wunsch empfindet, zu dienen gleich den Dingen in der Ackerfurche.

Doch nicht nur die Kreatur kann unsere Lehrmeisterin sein, sondern auch das arbeitende Volk. Als Frankreich „stumm neben seinem zerstampften Kranz lag, gleich einem unbeerdigten Leichnam mitten unter Gräbern", da sah es, wie die Kinder seiner Rasse emsig werkten. Dieser Anblick stärkte es. Noch tröstlicher war's,

zu sehen, wie diese bei aller scheinbaren Sorglosigkeit doch liebend und sorgend an das Vaterland dachten und nicht klagten über die auferlegten Opfer. Das war anders hülfreich als das Ächzen einer erstickten Wut seiner gewaffneten Kinder, die nach Rache lechzten. So kommt es wieder zur Besinnung. Es überblickt seine jüngste Vergangenheit und erkennt seine Schmach. Die Könige, die man ihm aufgezwungen, nach dem Sturz Napoleons, hat es eine zeitlang ertragen. Als es sie dann abgeschüttelt hatte, wäre der Geist der Freiheit gern wieder hernieder gestiegen zu ihm wie damals. Doch in seiner Stimme klang misstönend ein falscher Ton, der des Hochmuts, und der Geist blieb fern. Nun berauschte es sich von neuem an dem napoleonischen Glanz, und rief zum Heiligen aus den Korsen, der es nie geliebt, der es nur missbraucht hatte. Der Name der Jeanne d'Arc dagegen wurde zum Gespött gemacht. (She had no self but France, the sainted man no France buf self.) Das war ein Schritt rückwärts und der Keim des Unheils, in welches der neue Napoleon es gestürzt hat, und welches es jetzt beklagt.

Es hat so kommen müssen. Die Schuld aber fällt zum großen Teil auf die Fanfarenbläser von Schreibern (Thiers), die das Volk mit der Napoleon-Verherrlichung betörten. Jetzt ist es geschehen: was nun? Geduld oder Rache? Frankreich wirft einen Blick auf seine wackern Kinder, die es von neuem opfern müsste; es bezwingt sich. Und es bringt es so weit, dass es seinen Besieger ohne Hass prüfen und messen kann. Jetzt erst gehen ihm die Augen auf, erkennt es die Wirklichkeit: das sicherste Zeichen seiner Genesung. Es ist eine bittere Erkenntnis. Doch mit ihr stellt sich auch der Entschluss ein und die Kraft. Es braucht nur, dass die Vernunft vorherrsche, das Hirn Meister werde über das Herz, und es wird leicht sein, sich unter die unwandelbaren Gesetze der Erde zu fügen. So gestärkt, kann Frankreich wieder ostwärts schauen nach seinem verlorenen Glied und nach dem Land seiner Besieger. Wie ganz anders kommt dieses ihm jetzt vor:

„Eine großartige Germania, fest auf dem Erdboden stehend, kühn im Erklimmen fernster Geisteshöhen; das Kind des Waldes; die starke Hand zur Arbeit; das geduldige Hirn; der feinste der Köpfe im Wettstreit der Geister; der Zweifler und der Beter; das vermögende Schwert, gewillt und gewappnet, dem Vormarsch Eu-

ropas einen Weg zu bahnen; und der goldensten Saite der helikonischen Laute allererste Meisterin..."

Ja, Frankreich sieht es, doch ohne desto weniger gut zu wissen, in welchen Dingen Gallia die Führung behält. Und so stehen die beiden sich gegenüber. Dem einen ist die schwere Aufgabe gestellt, sich zu meistern, damit es nicht gegen die Übermacht anrenne; dem andern aber, dem „Überschatter", die gleich schwere, sich zu mäßigen und seine Macht nicht zu missbrauchen. Die Macht ist ein Prüfstein: leicht lässt sie den Geist zu demanten werden und vergessen, dass sie bloß eine Münze aus der Werkstatt der Natur ist; dann aber verengt sie den Ausblick.

Das Frankreich, das einer Jeanne d'Arc das Leben gab, das dem jungen Engelgeist der Freiheit entgegensprang, das auf der Erde lag und der Erde Lied in sich aufnahm, kann immer noch zur Führerin der Völker werden. Was gehört dazu? Dass das Volk sich vom Gewissen leiten lasse, dass das Herz den Groll ausstoße und seine Gier zähme; dass der geflügelte Geist Fänge und Krallen einziehe. Ein solches Volk wäre allen voran, und eine erlöste Welt würde ihm Anerkennung zollen. Ein solcher Ruhm würde kein anderes um den seinen bringen; denn es wäre der Ruhm des starken Selbstbezwingers.

Doch immer noch steht drohend wie eine Wetterwolke die Frage der verlornen Länder über Europa, und angstvoll hängt Europa an dem Blick, womit Frankreich sie betrachtet. Auf Frankreich kommt es an, und es braucht nur seinem eigenen Wesen treu zu bleiben: seinem scharfen, feurigen Geist, seinem Wohlwollen, seiner Ritterlichkeit. Kein Gegner könnte ein solches Frankreich missachten, und ein solches Frankreich sollte endlich an Stelle des verzerrten, theatralischen, aufgeblasenen Frankreichs treten. „Widerstände sind dazu da, überwunden zu werden, wenn wir nur Kräfte haben; es ist Seelenarmut, was sich einen Feind denkt." Frankreich muss der Vernunft folgen. Denn sollte Elsass-Lothringen eine neue Helena werden, dann wird sich daraus ein noch viel blutigeres Epos ergeben: Paris muss brennen oder aber Frankreich wird wieder ein Napoleon. Das sind seine blinden Seher, die nächtens umgehen und die Drachenzähne der Rache säen. Frankreich zeige der Welt den freien, hellen Blick seines wahren Angesichtes, und es wird erkennen, dass Verzicht Besitz bedeutet.

Hochherzig wird hochherzig erwidert. Der Schluss der Ode lautet:

„Volk blickt zu Volk, dass leben möge der beiden Pflegling, den, gleich einer Blume im Bett des Wildbachs, des Verderbens grauser Sturz schüttelt. Frankreich liegt der erste stolze Schritt ob: das Opfer darzubringen in einer Stunde der Selbstbezwingung, wodurch es mehr gewinnen kann als das Verlorene, ja vielleicht sogar das Verlorene selber wieder erlangen; allerdings würde es einen solchen Gewinn dann weniger hoch einschätzen als sein herrliches Verdienst. Unser Europa, wo jeder Schuldner des andern ist, über alles Maß und Übermaß, und ein Krieg Brudermord bedeutet, wird, von des Seemanns Strand, von dem in großartigem Einklang antwortenden Rhein, von der Newa unter der Wolke des Nordens, und laut von unserem überseeischen Europa her, das seltene Beispiel freudig jubelnd begrüßen und widerhallen. In dem beiden anvertrauten Pflegling wird die Welt die beiden Völker vereint und einig sehen. Gleich einem wackeren Schiff unter Dampfes Drang, im Drang der Wogen und der Winde auf zorniger See, unter einem Himmel, aus dem die Sonne verschwand, wird unser Europa im Hochgefühl des Glaubens durch das Düster der Zeit steuern und endlich den sicheren Hafen sichten und die belebten Uferdämme."

Meredith mutet und traut den Völkern zu, dass sie sich zur Weisheit emporringen in ihren Beziehungen zu einander: sie sollen fürder ihren Ruhm nicht in Siegen über äußere Feinde suchen, sondern in sittlichen Großtaten. Wie im Leben des Einzelnen findet er im Leben der Nationen das Grundübel im Eigennutz. Meredith hat zur Erforschung dieser verbreitetsten menschlichen Krankheit, ihrer Erscheinungsformen und ihrer Gefahren mehr beigetragen als irgendein anderer schöpferisch kritischer Geist. Wer möchte den Rat des guten Arztes gering achten?

Unmittelbar auf die vier Oden folgt in der großen Gesamtausgabe seiner Werke das Blankversgedicht *The Caging of Ares — Ares im Käfig,* welches Meredith im Jahre 1899 dem Friedenswerk im Haag widmete. Der Vorwurf stammt aus einer Stelle im 5. Buch der *Ilias.* Die beiden Titanenjungen Ephialtes und Otos, Söhne der guten Mutter Gäa, haben den Kriegsgott hinterlistig überfallen, gefesselt und in einen bronzenen Käfig gesperrt. Sie

wussten, dass Mutter Erde ihn verabscheute, der die Hungersnot, die Pest, die Verwüstung ist, und ein verheerendes Feuer, das zwar das Auge blendet, aber mit einem Glanz, der sich aufbaut aus eingeäscherten guten Dingen. Nun ist er unschädlich gemacht. Zum ersten Male erlebt die Erde den Frieden. Es gibt nur noch einen Kampf, den Kampf der Arbeit um der Erde Gaben, und da die Menschen diesen guten Kampf nun führen, lehrt er sie das eine große Geheimnis der Erde: dass Lebensmehrung die schönste Vergeltung für tapfere Arbeit ist. Aus solchem Widerstreit, solchem Ringen, geht ein Austausch von Kräften hervor; nie ist eine Verunstaltung, nie eine Kraftvergeudung die Folge. Wenn Krieg ein Gebot der Natur ist, hier nun herrschte er, wie er in der Musik herrscht, wenn die Hand die Saiten schlägt, und die Erde erglühte nur um so rosiger, je mehr der Menschen Stirnen troffen; die Menschen aber waren mit Früchten gesegnet durch der Erde durchpflügte, mit Eggen zerrissene Brust. Die Menschen kehrten zur Vernunft zurück und fanden einen festen Halt im Hass des Wahnwitzes. Ihre Geister wurden freier und kühner, und sie wagten es, ihre sterbliche Meinung auszusprechen über jene, die erhaben über der Erde tronen, jene schönen, jene herrischen, jene gesetzlosen, die Götter. Sie erkennen, dass, trotz ihrer Erhabenheit und Unsterblichkeit, diese hehren Götter eben doch nicht über die Erde hinaus können. Unsterblich werden sie bleiben müssen, jedoch von nun an sind sie unschädlich. Diese Götter waren nur Gebilde des Menschenhirns unter dem Antrieb gehetzter, geängstigter Sinne, Feinde der guten Gäa, bis die Menschen, durch ihre neue Liebe zur Erde (eine Frucht des Friedens) erleuchtet, aufgeklärt, ihre Herrschaft abwiesen, um sich den Wohltätigen der Erde zuzuwenden, den Söhnen des Gesetzes, und Gesetz ist ja nur ein anderer Name für Erde . . . . Und die Erde, sie blühte und ließ Früchte reifen, und die Menschen lobpriesen die Götter — über die sie frei urteilten — für den Frieden, „den lieben Frieden, der mit der Vernunft im Einklang steht und ihr Gesetz widerspiegelt.“ In der Erinnerung der Menschen, die eine natürliche Sehnsucht nach ihm bewahrt haben, leuchtet sein Widerschein, und es leben auf, wenn auch nur flüchtig, all die glücklichen Szenen jenes Friedensjahres: das Bild einer mit dem Himmel verbündeten Erde und fröhliche, weil arbeitsame Menschenkinder, die besser begreifen, dass die

Erde in ihrem Streben nach Höherem, Klarerem, Süßerem, auf ihre Mithilfe zählt.

Dieses Gedicht erschien zuerst in der führenden freisinnigen Zeitung Englands, *The Daily Chronicle:* Meredith wollte auf weiteste Kreise wirken. Für dasselbe Blatt schrieb er das Sonett: *At the Close — Am Schluss:*

Die sich anschicken, einen Krieg zu beginnen, berufen sich auf Gott. Gott aber kennt auf beiden Seiten den „schwarzen Fleck", den Quell des Blutstroms, der nun fließen wird. Einst wird er ihn auch den Menschen offenbar machen. Gott wird ferner zum Zeugen ausgerufen, wenn der Sieg erfochten ist: dadurch, dass er ihm den Sieg verlieh, soll Gott bekunden wollen, dass der Sieger sein Auserwählter, der Unterlegene jedoch der von Ihm Verstossene sei. Zu allen Zeiten aber, seit der Mensch anfing, den Geist über den Naturtrieb zu stellen, war die Anwendung von Gewalt ein Rückfall, „ein wahnwitziges Hinuntergleiten ins Tierische". Und was den Sieger betrifft, so war der Ewige noch immer sein Feind, wofern er am Schluss den Unterlegenen raubtiergleich zerfleischte.

George Meredith war gegen jede Art von Eroberung und Unterdrückung. Er warnt England, nicht zu hoch hinaus zu wollen. Eine unersättliche Gier nach Kontinenten füllt, wie ein entzündbares Gas den Ballon, das kleine Inselreich. Einmal könnte es zum Platzen kommen. Wie ein geplatzter Ballon zur Tiefe fährt, so nehmen reife Nationen ein unrühmliches Ende, wenn sie gleich Herden von ihrem alten Durste getrieben, es verschmähen, sich vom Geist erleuchten zu lassen (Sonett *The Warning — Die Warnung*, 1896). Dies aber ist die Rolle, die er seinem Land zuweisen möchte: „Seien wir gegürtete Athleten, jedem Gegner gewachsen, oder stehen wir lieber abseits, als der „grosse Wohlwollende — the great Benevolent — Herr von Ländern, die keine Raubvögel an sich reißen, wo die Gerechtigkeit mit reiner Absicht die Wage hält; doch seien wir gewappnet, um ihrem Schwert Nachachtung zu verschaffen; sonst könnten wir leicht einen großen Fall tun." (Sonett: *Outside the Crowd*, 1896).

Das war vor dem Burenkrieg, den Meredith sehr verurteilte. Für ihn war jeder Krieg ein Abweichen von den Geboten der Weisheit und der Klugheit, ein Abfall von der besseren Erkenntnis, ein Rückfall

in die Barbarei, nein, ins Tierische. Beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges schrieb er in einem Brief an seinen Sohn: „Wenn die Hirne der Menschen unzureichend sind, um den Erfordernissen der Geschäfte gerecht zu werden, so machen sie Krieg.“ Seinem Freund John Morley gegenüber drückt er sich allerdings anders aus: „Es war Unsinn, an einen Aufschub zu denken; verderblich, zuzuwarten“ d. h. von beiden Seiten gleichermaßen. Einige Tage später sagt er in einem Schreiben an denselben: „Es ist ein Kampf, der kommen musste... und wenn wir tatkräftig und weise sind, kann es der letzte große Kampf in Europa sein. Die beiden führenden Staaten in den Dingen des Geistes und der Waffen dürfen wohl damit betraut werden, den blutigen Knäuel zu durchhauen.“ Das will sagen: für George Meredith war schon der deutsch-französische Krieg nicht die Angelegenheit von nur zwei Völkern; der Knäuel hielt alle umstrickt. Trotzdem ruft er schmerzlich aus: „Ich fühle mich um ein Jahrhundert oder so zurückgeworfen.“ Die Haltung des englischen Publikums und der Presse verurteilt er scharf. „Ich würde es uns nicht verübeln, wenn diese Reden von einem uneigennützigen Volk kämen. Aber von einem Volk, das bekanntermaßen den Frieden nur um der Bequemlichkeit und des Handels willen wünscht! Sie schimpfen nur, sie fordern die Verachtung heraus!“ Ich unterdrücke hier wegen Raummangels einen längern Abschnitt über Merediths Ansichten und Wünsche mit Bezug auf die militärische Stellung Englands im Kreis der andern Großmächte. Es klingt wohl wie ein Widerspruch, wenn ich sage, dass er einer der ersten Briten gewesen ist, die die allgemeine Wehrpflicht gefordert haben. Ein Feind des Krieges, war ihm andrerseits an seinem Lande zu viel gelegen, als dass er es hätte wehrlos sehen mögen.

Nach den vorangegangenen Deutungsversuchen ist in mir wieder einmal das Gefühl stark, dass es eigentlich unmöglich sei, den Sinn der philosophischen Gedichte Merediths irgendwie zu übertragen, auch wo man ihn im Einzelnen restlos erfasst hat. Dieser Dichter verleiht den Wörtern eine Spann- und Tragweite, die sie in der Prosa oder gar in der Übersetzung nicht haben können. Man müsste sie schon weit ausholend umschreiben. Das konnte ich hier nicht tun: der Leser möge es mir verzeihen, wenn ich ihn hie und da im unklaren lasse.

George Meredith ist von seinem Volke lange nicht verstanden worden, und weil man ihn nicht verstand, hat man ihn verketzert. Es ist merkwürdig, zu beobachten, wie der Krieg seinen Namen immer mehr ans Licht bringt. Man hat plötzlich den großen Lebensdeuter in ihm erkannt, gefunden, dass er in das Dunkel unseres Daseins hineinzündet wie kein zweiter der Neuzeit. Nicht nur seinem Volk jedoch gilt seine Sendung, sondern allen. Denn was ihm am Herzen lag, das war die Menschheit: eine edlere, stärkere, mutigere, geistigere und harmonischere Menschheit als die gegenwärtige. Weil solches seine Sorge war, sein ganzes Sinnen und Trachten, mussten ihn auch die Fragen von Krieg und Frieden beschäftigen, die ja eigentlich den Lauf der Welt beherrschen. Die Engländer sind bereits da angelangt, wo sie ihrem Dichter — einst wird er als einer ihrer drei größten gelten — wenigstens in einem Punkt recht gegeben haben. Möchten doch sie und alle übrigen mit ihnen auch seine andern Ratschläge beherzigen.

BASEL E. DICK

□□□

GEBET

Von FELIX BERAN

O Gott!
Erbittbar nennen dich die Priester, gnadenspendend.
So heb' ich denn die Arme zum Gebet:

Gib, dass der Krieg von dieser Welt sich wendet
Und Menschentum erstaunten Blicks erwacht
Und jede Hand die Waffe feldein wirft
Und nicht mehr, Feind und Feind, stachelnden Auges stehn die Brüder.

Und lass das alte Leid,
Die tiefen Schnitte unheilvollen Tuns
Von neuen Blumen überblüh'n —
Lass Friede sein!

Lass Friede sein,
Dass Kinder wieder fragen dürfen
Ohne dass Scham der Eltern Stirne senkt —
Und Ungehorsam reinige die Welt
Von Blut und Schmach, die der Gehorsam schuf.

Lass Friede sein,
Damit der heilige Kampf,
Der Kampf, dem jetzt der Krieg die Kämpfer stiehlt,
Der Kampf der Menschen für die Menschen
Beginne.

Es gilt, das eigenst eigene Wollen
Zu einem heiligen Wollen umzukämpfen,
Hungernden Blick in eine Welt von Sonnen
Ausspähend zu verschicken,
Und ewigfernen Zielen zugewandt,
Der Zukunft Bringer, jeglichen Bestandes Feind,
Des Lebens Wegstück weiten Schritts zu schreiten.

Der Sieg?
Wer wollte auch in Siegers Landen wohnen?
Schon seh ich sie mit Hochmut schwanger gehn,
Gebläht von Worten und die Kinder übel lehrend. —

Den Frieden gib, o Herr!

□□□